



OUT OF AFRICA

Vom Fliehen und vom Ausharren

Von RUEDI LÜTHY

Die Nachrichten über den Flüchtlingsstrom nach Europa haben mich in Harare mit etwas Verspätung erreicht. Die simbabwischen Medien beschäftigen sich fast nur mit innenpolitischen Angelegenheiten, und um im Internet Schweizer Zeitungen zu lesen, fehlt mir leider oft die Zeit.

Es macht mich traurig zu sehen, welche Tragödien sich zurzeit abspielen: Menschen, die keinerlei Möglichkeit mehr sehen, im eigenen Land zu bleiben, lassen auf der Suche nach einem besseren Leben alles zurück – ihre Häuser, ihren Boden, ihre Lieben – und riskieren dabei das eigene Leben und das ihrer Kinder. In den wenigen Äusserungen von afrikanischen Regierungsvertretern zur Flüchtlingssituation, die ich mitbekommen habe, steht hingegen nicht das Leid der Menschen im Vordergrund, sondern die Frage nach der Schuld Europas und der USA. Europäer und Amerikaner, die versuchen, ihre eigene Vorstellung von Demokratie und Recht in Ländern mit anderen Traditionen «aufzuzwingen», werden hierzulande äusserst kritisch betrachtet. Das überrascht nicht angesichts der tiefen Spuren, die die Kolonialisierung hinterlassen hat.

Auch hier flüchten die Menschen auf der Suche nach einem besseren Leben: Über drei Millionen Simbabwer haben das Land in den letzten Jahren verlassen – ein unglaublicher Verlust an fachlichem Know-how, von den menschlichen Tragödien ganz zu schweigen. Genügend Geld, um das Land zu verlassen, haben jedoch nur die allerwenigsten. Die grosse Mehrheit bleibt und kämpft täglich ums nackte Überleben.

Zudem gibt es hier keine «Kultur des Aufbegehrens». Es herrschen traditionell-autoritäre Strukturen, welche kein Recht auf persönliche Selbstverwirklichung in unserem Sinne vorsehen. Der «Chief», der Familienoberhaupt, Priester oder Politiker sein kann, hat das Sagen. Deswegen wird gegen Missstände nicht viel unternommen. Wer nicht gehen kann, harrt aus. Ein Beispiel ist die Stromversorgung: Wir leben seit Jahren mit täglichen Stromunterbrüchen von inzwischen bis zu 18 Stunden. In Europa hätten die Menschen längst lauthals protestiert. Hier passt man sich an die neue Situation an. Man macht Feuer, um zu heizen, zündet Kerzen an, schaltet die Kühlschränke aus und kauft stattdessen jeden Tag nur noch das Nötigste ein.

In unserer Klinik versuchen wir mit unseren beschränkten Möglichkeiten die Menschen in diesem täglichen Kampf zu unterstützen: mit medizinischer Versorgung, mit Nahrungsmittelhilfe, mit Ausbildungsprogrammen, mit Maisanbauprojekten. Damit jene, die ausharren müssen, hier in ihrer Heimat eine Zukunft sehen und nicht ebenfalls versuchen auszuwandern. Diese Hilfe vor Ort ist anspruchsvoll, weil wir unsere hohen Anforderungen an Effizienz, Transparenz und Qualität unter Bedingungen umsetzen müssen, die weit entfernt sind von denjenigen in der Schweiz. Dennoch bin ich davon überzeugt, dass sich der Aufwand langfristig lohnt. Nur wer Perspektiven hat, bleibt. Niemand kehrt seiner Heimat freiwillig den Rücken, um eine Reise ins Ungewisse und Fremde anzutreten.

Den Menschen aus Syrien, Eritrea, Afghanistan oder dem Irak, die keine Perspektive mehr sehen und sich auf den Weg machen, wünsche ich, dass sich die Mühsal und das Risiko eines Tages auszahlen werden. Vielleicht finden sie in Europa eine neue Heimat. Oder aber sie können in ein paar Jahren in ihr Heimatland zurückkehren und dort endlich ein sicheres Leben führen.